

A black and white close-up portrait of Nicole Dill. She has long, light-colored hair and is looking directly at the camera with a neutral expression. The lighting is soft, highlighting her facial features.

Nicole Dill

Leben!

Wie ich ermordet wurde

WÖRTERSEH

Nicole Dill

Leben!
Wie ich ermordet wurde

Aufgezeichnet von Franziska K. Müller

WÖRTERSEH
WOBLERSEH

Dem Verbrechen, das Nicole Dill schwer verletzt überlebte, ging eine Reihe von Zwischenfällen voraus, die sie stutzig machten, weshalb sie sich über die Vergangenheit ihres Partners informieren wollte und dessen Arzt um Auskunft bat. Dieser verwies sie an die Polizei. Aber – niemand redete. Die Informationen, die ihr das erlebte Martyrium hätten ersparen können, erhielt sie viel zu spät. Ihr Partner war ein verurteilter Mörder. Im Nachhinein wird klar, dass ein dicht gewobenes Netz aus Mitwissern Mitverantwortung am angekündigten Drama trägt, das, so Nicole Dill, »wenn nicht mir – dann mit Sicherheit einer anderen Frau das Leben gekostet hätte«.

Die Autorin Nicole Dill

Die Ghostwriterin Franziska K. Müller

Zum Schutz der Persönlichkeitsrechte von Personen, die in diesem Buch vorkommen, wurden einige Namen geändert.

Alle Rechte vorbehalten, einschließlich derjenigen des auszugsweisen Abdrucks und der elektronischen Wiedergabe.

© 2010 Wörterseh Verlag, Gockhausen

Lektorat: Claudia Bislin, Zürich

Juristisches Lektorat: Dr. Georg Gremmelspacher, Rechtsanwalt, Basel

Korrektorat: Andrea Leuthold, Zürich

Umschlaggestaltung: Thomas Jarzina, Holzkirchen

Foto Buchcover: Marcel Studer, Zürich

Layout, Satz und herstellerische Betreuung: Rolf Schöner,
Buchherstellung, Aarau

Druck und Bindung: CPI books, Ulm

Print ISBN: 978-3-03763-014-3

E-Book ISBN: 978-3-03763-507-0

Taschenbuch ISBN: 978-3-499-62814-6

www.woerterseh.ch

Vorwort

Die Geschichte von Nicole Dill erinnert mich in vielerlei Hinsicht an den Tod unserer geliebten Tochter Pasquale. Die Fehler, die im Vorfeld des Verbrechens an Nicole Dill passierten, das Unvermögen und der Unwille der Verantwortlichen, die Versäumnisse später einzugestehen: Einiges verlief in unserem Fall ähnlich. Im Verlauf der Jahre lernte ich verschiedene Opfer von gewalttätigen Übergriffen und ihre Angehörigen kennen. Der persönliche Umgang mit einem solchen Drama und den ungeheuren Konsequenzen, die es bewirkt, ist individuell: Viele zerbrechen daran, und die meisten bleiben wortlos in der Dunkelheit gefangen. Zu groß wären die Wunden, die aufgerissen würden, ließen sie das Schreckliche Revue passieren. Aber die Gequälten sind unter uns. Sie leiden, kämpfen, versuchen, in die Normalität zurückzufinden, ein Leben zu führen, das diesen Namen verdient. Wie schaffen sie das? Wie geht es ihnen dabei? Wer hilft ihnen? Wer stellt sich ihnen in den Weg? Man wusste es bisher nicht.

Nicole Dill gibt ihnen eine Stimme. Sie – die im Jahr 2007 stundenlang gefoltert, vergewaltigt und niedergeschossen wurde – offenbart sich in diesem Buch als starke Persönlichkeit, die einen weiten Weg zurücklegen musste, bevor sie die Kraft und den Mut fand, um über die traumatische Erfahrung ihrer Vernichtung zu sprechen. In einer akribisch aufgearbeiteten Geschichte erzählt sie von einem Drama, das bis zum heutigen Tag andauert. Ein solches Gewaltverbrechen ist psychisch nicht überstanden, nur weil man es physisch überlebt hat.

Das Buch von Nicole Dill ist auch darum wichtig, weil eine

Betroffene jenes Unrecht hinausschreit, das ihr angetan wurde, von ihrem schwierigen Weg ins Leben zurück erzählt und im Verlaufe der Zeit wieder lachen kann, ja glücklich sein will. Es gibt eine weitverbreitete Vorstellung, wie sich Opfer – und dazu gehören auch die Angehörigen – zu verhalten haben: unsichtbar und trauernd. Man könnte befürchten, das Verlassen der Anonymität überfordere Nicole Dill, liefere sie dem Voyeurismus der Massen aus. Ich glaube aber, dass der wohldurchdachte Schritt an die Öffentlichkeit nicht nur wichtige Einblicke in die Geschehnisse bringt, sondern auch der Genesung dienen kann. Denn damit befreit sich der gedemütigte und ohnmächtig fühlende Mensch aus der Rolle der Wehrlosigkeit, die ihm auch die Justiz manchmal aufdrängen möchte. Nicole Dill schafft es, unbequeme Fragen zu stellen, und geht strafrechtlich gegen die ihr verantwortlich erscheinenden Instanzen vor.

Auch in diesem Punkt werde ich an unsere Geschichte erinnert. Im Kanton Zürich wurden nach dem Mord an unserer Tochter gesetzliche Änderungen vorgenommen und gewisse Bestimmungen im Umgang mit Haftverleichen verschärft. Sich zu äußern, sich zu wehren, bringt den geliebten Menschen nicht zurück, und im Fall von Nicole Dill die Gesundheit und auch die vergangenen Jahre nicht. Aber es hilft auf dem persönlichen Weg, der in die Zukunft führen soll.

Nicole Dill ist eine Kämpferin, das wird während der Lektüre dieser beeindruckenden Geschichte offensichtlich, und dies zeigt sie nicht nur, indem sie den Schritt nach außen wagt, Gerechtigkeit fordert und das Geschehene heute als Teil ihrer Lebensgeschichte akzeptieren kann, sondern auch damit, dass sie den Glauben an die Liebe nicht verloren hat. Das ist eine große Leistung. Um weiterleben zu können – das ist meine Erkenntnis der vergangenen Jahre –, muss man Frieden finden. Die Vergangenheit soll dabei im Herzen ruhen und die Konzentration auf jenen Menschen liegen, denen man im Diesseits die Zuneigung schenken kann.

*Jeannette Brumann**,
Zollikerberg, im Juli 2010

*Jeannette Brumanns Tochter Pasquale wurde im Jahr 1993 ermordet, mehr dazu finden Sie im Kapitel »Chronologie angekündeter Dramen«.

Meine Geschichte

Sommersouvenir

Als Vierjährige stand ich auf der Reling eines Dampfschiffes, mein Zwillingsbruder und ich trugen Matrosenkleidchen, die Mutter Caprihosen und eine gebügelte Bluse. Mein Vater legte ihr die Hand auf die Schulter, aber sie drehte sich weg. Wir verbrachten den Sommer wie jedes Jahr in einem dunklen Holzhaus am Ufer des Vierwaldstättersees. Paps' Wut wuchs auch in den friedlichen Momenten: Wenn wir im See badeten. Wenn wir ein altes Velo neu strichen. Wenn er uns das Pfeifen beibrachte. Wenn er Süßigkeiten und Kosenamen schenkte. Ich liebte ihn. Ich hasste ihn. Die Ohnmacht ist ein schlechtes Gefühl. Geschlagen hat er immer nur die Mutter. Oft mit der bloßen Hand. Einmal mit dem Telefonhörer auf den Kopf. Auf dem Dampfschiff wirbelte der Wind Jahre später die hellbraunen Locken der Mutter durcheinander, auf der Stirn war die verheilte Wunde sichtbar. Einmal wollte ich die Narbe berühren. Aber Mutter schob auch meine Hand weg, und im Verlauf der Jahre wurde sie gefühlskalt.

Wenn man mich heute nach meiner Kindheit fragt, antworte ich: »Es war keine schlechte Kindheit. Der Vater war Maler, die Mutter Hausfrau.« Der Alltag in der Blockwohnung, später im Reihenhaus inmitten einer Familiensiedlung, war besenrein und ordentlich. Die Ziergegenstände standen immer am gleichen Platz. Wenn ich an mein Zuhause denke, sehe ich bunt karierte Hosen, die mein Zwillingsbruder und ich tragen mussten. So gekleidet, fand uns jedermann niedlich. Aber der Wollstoff biss

so stark, dass wir uns heimlich blutig kratzten. Am Sonntag besuchten wir die Kirche, an der Kommunion war ich eine Prinzessin, und die Kindergeburtstage wurden bei uns groß gefeiert. Es gab Kuchen, Luftballons, viele Geschenke, und Mutter organisierte Spiele für alle im Freien. Die Frau strickte, nähte, kochte, bügelte und hielt Haus wie Garten in tadellosem Zustand. Der Mann brachte das Geld nach Hause und benahm sich im Alkoholrausch, wie er wollte. Leid tat dem Vater nichts, entschuldigt hat er sich nie. An Wertvorstellungen, die uns die Eltern vermittelt hätten, kann ich mich nicht erinnern, wenn es sie gegeben hat, so lösten sie sich, wie das Gute auch, in der häuslichen Herrschaft auf. Manchmal habe ich mir gewünscht, dass eine freche Bemerkung oder die Besuche mit Mami in der Patisserie in Schaffhausen konkreter Anlass für eine Bestrafung gewesen wäre. Aber die Gewalt widerfuhr uns so grundlos und überraschend, dass man sich darüber keine Gedanken machen musste. Es war einfach so. Er tobte und schrie, die Mutter wurde angegriffen, und wenig später stand das warme Essen auf dem Tisch. Sie unternahm nichts, um sich selbst oder uns zu retten. Weinen sah ich sie in all den Jahren nie, und wie zum Trotz blieb sie eine strahlende, gern lachende Schönheit.

So war meine Kindheit keine gute Kindheit, auch keine schlechte Kindheit, sie war von Tobsucht und Unentschlossenheit überschattet. Ich wünschte mir ein vaterloses friedliches Leben, aber erst zu einem rätselhaften Zeitpunkt trennte sich die Mutter endlich. Das lang Ersehnte geriet zum Makel. Vor den Freundinnen, vor den Nachbarn, erstaunlicherweise auch vor mir selbst. In der Zwischenzeit war ich ein Teenager, entdeckte die Selbständigkeit, eigene Ambitionen und meinen freien Willen. Zum Vater wollten mein Zwillingbruder und ich nicht mehr, man traf sich hin und wieder, dann riss der Kontakt jahrelang ab. Er fragte nie und trank weiterhin Bier. Die Mutter ging putzen, war ordentlich und wortkarg. Dass sie zwei Jahre vor meiner Geburt eine Tochter weggegeben hatte, es war die Schwester meines Halbbruders, der zu uns gehören durfte, erfuhr ich beiläufig. Ich fand keine

Gründe dafür, weshalb man eine Tochter verstößt und den Sohn nicht. Eine so große Verzweiflung kann es gar nicht geben. Die Mutter sagte, sie habe das Kind vergessen. Ich ließ in meinem ganzen Leben noch nie etwas liegen: Kein Schlüsselbund ging mir je verloren, kein Schal, kein Regenschirm, jedoch – ohne mein Wissen – eine Halbschwester, und wie anderes Fundgut auch fand sie den Weg zu ihren ursprünglichen Besitzern zurück. Das geheimnisvolle Kind kam als erwachsenes Fräulein in unser Leben, sah sich kurz um und verschwand wohlweislich wieder.

Als Jugendliche färbte ich mein Haar hellblond, rauchte Zigaretten, mochte Hardrockmusik, entdeckte meine innere Welt und Marcel. Sein Auto war orangefarben und aufgemotzt. Aschenbrödel war mein Lieblingsmärchen, und aus Tüll und Gold waren meine Zukunftsträume. Als der Junge in mein Leben trat, verlor ich an Gewicht, konnte nicht mehr schlafen. »Das sind die Schmetterlinge im Bauch«, sagte meine damals beste Freundin. Ich wäre für ihn barfuß im Winter spazieren gegangen, hätte ihm meine Lederjacke geschenkt. Dann traf er ein Mädchen, das er mehr mochte als mich, und nun wusste ich, was die Liebe wirklich ist.

Damals absolvierte ich eine Lehre, der Betrieb lag wenige Meter von unserem Häuschen entfernt. Ich mochte die Mutter nicht verlassen, reparierte das Radio, kümmerte mich um die amtlichen Papiere, arrangierte die Vorräte neu. Ich half, wo sie es erlaubte. Nie sprach ich mit den Eltern über das, was gewesen ist. Vorgeworfen habe ich ihnen nie etwas. Vorbei ist vorbei. Das dunkle Ferienhaus ist in der Zwischenzeit abgebrannt, die Mutter selbst in Vergessenheit geraten, der Vater lebt im Wohnheim. Mitteilungsbedürftig und zugleich so still sei er, einer, der viel studiere, sagen sie. Viel eher denkt er an nichts und starrt Löcher in die Luft. Einmal sagte er: »Sicher habe ich auch Fehler gemacht.« Das war alles, und ich antwortete nichts.

Unauffällig entwickelten sich die übrigen Dill-Kinder. Jetzt leben sie in funktionierenden Beziehungen, arbeiten gut, erheben nicht die Hand. Aus keinem wurde ein Monster. So

schlimm kann es nicht gewesen sein, denken die anderen, und genauso denke ich. Der schlechte Torf meiner Kindheit vermochte keine schlechten Eigenschaften hervorzubringen, das Gegenteil ist der Fall. Mut und Ehrlichkeit brachten mir die Eltern bei, weil sie selbst nicht mutig und nicht ehrlich waren. Beschönigen, vergessen, nicht wahrhaben wollen.

Dabei denke ich an unseren Hund, er hieß Mike. Die Mutter plante die Überraschung. Mit Zug und Bus fuhren wir an einen geheimen Ort, von weitem ertönte Gebell. Dann stand Mike vor uns, wir Kinder jubelten vor Freude. Mit eingezogenem Schwanz saß er unter der Eckbank im Wohnzimmer, und zusammen rannten wir in unsere Zimmer, wo wir auf Weisung der Mutter jeweils bleiben mussten, wenn der Vater außer sich geriet. Sehr krank war der Hund später, trank nicht mehr richtig, fraß nicht mehr alles, und stille Schmerzen litt er auch. Im Wissen darum, dass eine Entscheidung gefällt werden musste, sahen die anderen seinem Unglück untätig zu. Mir war Mike nicht gleichgültig. Um ihn von seinen Qualen zu erlösen, ließ ich ihn einschläfern. Mit der Hundeleine in der Hand und Tränen in den Augen kam ich nach Hause zurück. Ich war sechzehn, und von da an wusste ich, dass ich nicht wie die anderen war, sondern weniger feige und ohne Grausamkeit.

Man muss Verantwortung für sich selbst übernehmen. Probleme sind da, um sie zu lösen. Wenn man sich nicht selbst hilft, dann hilft einem niemand. Mein kindliches Bedürfnis nach Erklärungen deckte sich früh mit solchen Kalendersprüchen, die ich verinnerlichte und an die ich bis heute glaube. Wie ich nicht sein wollte, wusste ich bereits in jungen Jahren, und so schaffte ich ein anständiges, ein friedliches Leben, in dem es Kraft, Freude, Vertrauen und Leichtigkeit gab.

Mein Leben ohne Schlagen und Zerren, ohne Radau und Hass endetet in einer Septembernacht im Jahr 2007. Ich war achtunddreißig Jahre alt. Wo sich das Herz befindet, wusste mein Mörder nicht. Sonst würde die Frau nicht mehr leben, sagte Roland A., einundvierzig Jahre alt, aus Rickenbach

stammend, wenige Stunden bevor er in einem Meer aus Blut ertrank: in der Gefängniszelle, wenige Quadratmeter groß, mit einem Bett, einem Stuhl und einer Glühbirne an der Decke. Er hätte sich erhängen können, zerschlug aber die Seifenschale aus Porzellan. Rot und weiß war der Abschiedsbrief, den ich viele Monate später las: »Es tut mir leid.« Das stundenlange Foltern. Das Vergewaltigen. Das Erschießen. Was danach kam, die eineinhalb Millionen Minuten bis zum heutigen Tag, und mehr als einmal bedauerte ich mein Überleben, daran dachte er nicht. Es tut mir leid. Worte, die mein Vater nie zu sagen wagte. Sie hatten keinerlei Bedeutung.

Zweimal Mike

Zwei Jahre nachdem der geliebte Hund gestorben war, lernte ich den zweiten Mike kennen. Ich war achtzehn. Er schien mir ein wenig arrogant. Wie der Mann reden konnte. In langen verschachtelten Sätzen, geschliffen und überlegt. Er kannte moderne Wörter wie »Defibrillator«, »Genealogie«, »suboptimal«. Ich war jung und wollte von der Liebe nur, dass sie kein Schreien und Schlagen wird. Mike war zielstrebig, tüchtig, weltoffen. Ein Mann für die Zukunft. Ein Mann mit Prinzipien. Wir zogen zusammen, ich musste auf dem Balkon rauchen, also gewöhnte ich mir das Rauchen ab. Die anderen heirateten, wir heirateten auch. Am Anfang verliebt, schweißten uns später die Vorteile der Zweisamkeit zusammen. Das doppelte Einkommen, wir konnten uns leisten, was wir wollten. Entfaltungsmöglichkeiten und Freiraum erhielt der zuverlässige Mann, die Frau war keine Klette.

Die Selbständigkeit, die finanzielle Unabhängigkeit blieben mir wichtig. Bei meiner früheren Arbeit trug ich eine gebügelte Ärmelschürze mit einem Namensschild. Das Abwägen von frischem Rettich und Peperoni, die ich in schneeweiße

Papiertüten verpackte, und auch das Abzählen und Etikettieren der Konservendosen erledigte ich gerne. Am liebsten bettete ich die großen warmen Brote – sie waren so schwer wie zu früh geborene Kinder – in die dafür bestimmten Bettchen aus Holz. Meine monotone Tätigkeit mochte ich am Anfang sehr, weil ich dabei ungestört über das Weggehen nachdenken konnte. Seit ich als Fünfzehnjährige das erste Mal über die Landesgrenze getreten war und den Eiffelturm im Nebel gesehen hatte, reiste ich wann immer möglich weg, und musste ich zu Hause sein, schlenderte ich in Gedanken über staubige Straßen, traf unbekannte Menschen, aß fremdartige Speisen.

Wie Mike war, was er dachte und fühlte, weiß ich nicht mehr so genau, obwohl die Ehe sechzehn Jahre dauerte, einige davon nur auf dem Papier. Immerhin. Er zerrte nicht, schlug nicht und hinderte mich nicht am Klügerwerden. Bald arbeitete ich als Sachbearbeiterin und stellvertretende Leiterin im Kundendienst. Mike galt in seiner Firma als vielversprechender Mitarbeiter, den man für einen Auslandsposten vorsah. Sein Vorgesetzter sagte, wir dürften nach Nigeria gehen. Nach einer erfolglosen Erkundungstour kamen wir zurück und wollten noch immer weg. Wir lebten dann über zwei Jahre in Xiamen, einer Küstenstadt im Südosten der Volksrepublik China.

Dies alles erzähle ich, damit man eine Ahnung davon bekommt, wer ich vor meiner Vernichtung war, und auch mein einstiges Leben ein wenig kennen lernt.

Dass es verschiedene Arten gibt, um glücklich oder unglücklich zu sein und jeder Weg seine Richtigkeit hat, mag banal klingen. Aber für mich war diese Erkenntnis so exotisch und aufregend wie die mit Blütenhonig und Essig marinierten Speisen, die ich zum ersten Mal kostete, und die chinesischen Schriftzeichen, von denen ich nur manche zu deuten lernte. Wenn man sich ohne Vorurteile auf das Fremdartige einlassen kann, prägt diese Erfahrung das weitere Leben positiv. Ich lernte, auf Umwegen zu einem Ziel zu gelangen und die Ruhe, die Geduld als Tugenden zu schätzen. Ein Land ist wie ein

Mensch, der über Eigenschaften und ein Aussehen verfügt. Verschlossen und gutwillig zeigte sich der Gastgeber, und die widersprüchliche Schönheit der Stadt blendete mich bis zum Schluss.

Mike ging frühmorgens aus dem Haus und arbeitete oft bis in die Nacht. Als Ehefrau sorgte ich für emotionale Unterstützung und hielt ihm den Rücken frei. Seine Leistung war nun auch meine Leistung. Im Garten unserer Freunde veranstalteten wir manchmal Cocktailpartys: Süßer Wein schwamm auf Eis, Lampions wehten im Wind, Musik war zu hören. Von den Einheimischen lernte ich, wie man die landestypischen Gerichte zubereitet. Wir mochten die Szechuan-Shrimps am liebsten, dazu tranken wir Jasmintee. Ich kaufte Geschirr, das ich noch heute besitze. Kleine Reiskörner bilden die Dekoration, wie zufällig sind sie über das Porzellan gestreut, und hält man die Tassen und Teller gegen das Licht, ergibt sich als Muster ein durchscheinender Sternenhimmel.

Abende am Strand und in den verwinkelten Gassen der Altstadt bleiben in Erinnerung, in der spärlich beleuchteten Dunkelheit roch es nach frittierten Köstlichkeiten. Tagsüber ging ich auf Entdeckung einer verborgenen Welt, die wenig mit der verspiegelten Grandezza der Urbanität zu tun hatte: Auf den Märkten in Xiamen wurden die Lebensmittel nicht geschnitten und selten abgewogen. In Körben oder auf dem staubigen Fußboden lagen lebendige Kröten und Schlangen zum Verkauf. Neonfarbiges Zuckerzeugs und süßsaure Nüsse wurden mit den Händen in gebrauchtes Papier gefüllt. Das Einkaufen dauerte stundenlang.

Für die Straßen erfand ich Fantasienamen. Die Magnolienstraße und die Orchideengasse markierte ich in meinem Stadtplan, damit ich meine Lieblingsgeschäfte später wiederfand. Mike und ich wuchsen in diesen Jahren zu einem Team zusammen, das ähnliche Interessen, eine ähnliche Weltanschauung und die gleichen kulinarischen Präferenzen verband. Wir waren aufeinander angewiesen, und Streit gab es

selten. Gemeinsam machten wir den chinesischen Führerschein und bestanden auch die theoretische Prüfung mit Bestnoten. Fortan erkundeten wir das subtropische Hinterland mit einem Minivan und lebten in beinahe geschwisterlicher Harmonie zusammen.

Für mich hätte es so weitergehen können. Von der Liebe wusste ich wenig, und klein waren meine Ansprüche. Dann verbrachten wir das chinesische Neujahr auf Urlaub in Bali. Alles war fremd, aber im Swimmingpool schwamm ein Kollege aus meiner alten Heimat. Den Rest der Woche verbrachten wir mit ihm und seiner Frau. Wir hielten Kontakt, als sie nach Schaffhausen und wir nach Xiamen zurückkehrten.

Die für ein paar Monate später geplante Rückreise in die Schweiz sollte durch einen Trip in die USA unterbrochen werden. Die neuen Freunde kamen mit. Ich spürte, dass etwas vorging, und warnte Mike eindringlich. »Eine Affäre, ohne Bedeutung«, sagte er später. Für ihn vielleicht nicht, für mich umso mehr, und dann wurde ein Kind geboren, das nicht meines war. Aber vielleicht seines? Bis dahin hatte ich Mike als großen Mann gesehen. Seine verbale Gewandtheit bewunderte, an der er unermüdlich schliff, den Ehrgeiz gemocht, das Selbstbewusstsein, und ich hatte unbekümmert zugelassen, dass er mir mit der Zeit weniger Achtung entgegenbrachte.

Welche Eigenschaften er an mir schätzte, weiß ich bis heute nicht. Er äußerte sich nie dazu. Den Respekt verlor ich zuerst, und danach wurde mir bewusst, wie ungleich diese Liebe war. Ohne Respekt und Bewunderung war Mike nicht viel.

Wir handelten nicht voreilig, ertrugen den Zerfall unserer Beziehung vier Jahre lang beinahe stoisch und in der Hoffnung, es möge ein Wunder geschehen. Vielleicht muss die Liebe mehr sein als kein Schreien und Behindern. Das Suchen und Erklären bringt nichts.

Am ehesten war es ein unglücklicher Zufall, der uns trennte, wie eine unterirdische Strömung Treibholz plötzlich auseinanderbringen kann. Man mag sich fragen, wie die

Statisten einer kinderlosen und finanziell unabhängigen Beziehung in einen Krieg treten können. Das eine ergab das andere. Wie im Bilderbuch: Der Mann schlägt den Esel, der dem Hund einen Fußtritt versetzt, der die Katze beißt, deren Schwanz durch eine nahe Feuerstelle in Brand gerät und das Haus des Mannes entzündet, der den Esel strafe.

Mike wollte seine Schlauheit, seine Überlegenheit erneut beweisen, aber diesmal leistete ich so viel Widerstand, wie es meine Kräfte zuließen. Als Bestrafung zog er meine Mutter auf seine Seite. Wie schon oft suchte ich das Gespräch mit ihr, wollte sie sehen, konnte nicht glauben, was geschah, und nach Monaten meldete ich mich erneut. Sie sagte nichts und dann, mein Anruf komme ungelegen. Ich wollte wissen, weshalb, und hoffte, dass sie sich einmal in ihrem ganzen Leben äußerte, den Mut fand, um sich und uns zu retten. Sie wolle jetzt eine Sendung im Fernsehen schauen, antwortete Mutter. So riss der Kontakt ab, wir sahen und hörten uns nie mehr. Nach sechs Jahren wurden Mike und ich endlich geschieden. Wir gingen als Feinde auseinander und sahen uns nie mehr. Man gab so viel, und übrig bleibt beinahe nichts.

Wer ich war

Das Schlechte wird nicht durch die Umstände provoziert, es ist als Anlage vorhanden oder eben nicht. Ich hatte Glück: Das Vorwärtstreben und der Optimismus sind in mir drin, und anstelle der Bösartigkeit entwickelte ich Kraft und anstelle der Feigheit Mut. Fremde Leute schätzen mich manchmal anders ein, als ich bin. Sie sehen eng anliegende Jeans und ein rosafarbenes T-Shirt von Abercrombie & Fitch. Sie sehen High Heels und gepflegte Fingernägel. Sie sehen eine Frau mit blonden Haaren und graublauen Augen, aber ich bin weder naiv noch eitel. So wie ich über Talente verfüge, die man mir nicht

unbedingt gibt, kann ich auch einen Rasenmäher reparieren, eine Deckenlampe anschließen, Autoreifen wechseln und Fische angeln, jedoch nicht töten.

Definiert sich der Mensch über die Dinge, die er mag, oder über seine Abneigungen? Ich liebe Belletristik, die von fernen Ländern handelt. Den Duft von Zimt und Zucker. Meine bevorzugte Farbe ist Blau. Was ich nie mochte, ließ sich lange Zeit an einer Hand abzählen: Chaos. Streit. Bössigkeit. Bier. In der Zwischenzeit hat sich diese Liste der Dinge, die ich hasse, verlängert: zuschlagende Kofferraumdeckel. Der Geruch von Benzin und Abgasen. Männer, die das Parfüm »Roma« benutzen. Begrüßungsküsse durch Fremde. Alle Küchenmesser. Dunkelheit. Kleine Räume. Und: eisige Wintertage, die meine Lungen verkleben. Bikinis, die meine äußerlichen Narben nicht verbergen.

Menschen, die mich früher kannten, fanden mich furchtlos, gesellig, geduldig und heiter. Die stundenlange Todesangst hat alles verändert. Ich verlor das Vertrauen. In mich. In die anderen. In die Polizisten, die Therapeuten, die Ärzte. Meine Hilferufe nahmen sie nicht ernst, verweigerten die Auskunft, deckten den Patienten, deckten den Verbrecher, der sich in mein Herz eingeschlichen hatte. Als ich Verdacht schöpfte, dass mit diesem Menschen etwas nicht stimmte, war nicht in Erfahrung zu bringen, um wen es sich wirklich handelte.

Nach elf Stunden wurde ich geborgen. Noch im Krankenhaus erhielt ich eine Information, die mich zu einem früheren Zeitpunkt hätte retten können: Roland A. ist ein verurteilter Mörder. Uneinsichtig. Untherapierbar. Ein Rückfalltäter. Vor vierzehn Jahren stand seine kirchliche Trauung kurz bevor, und sein neugeborener Sohn lag in einer Wiege im selben Wohnhaus, als er seine Nachbarin überwältigte, mit einer schwarzen Strumpfhose fesselte, vergewaltigte. Sein Opfer war zuerst ein Mittel zum Zweck und dann eine Gefahr, die beseitigt werden musste. Die Frau bettelte um ihr Leben, weinte, röchelte, als er ihr die Hände um den Hals legte.

Mehr noch als Erschlagen und Erstechen ist Erwürgen eine Tötungsart, die Macht und Dominanz demonstriert. Der Mörder blickt seinem Opfer ins Gesicht, während es stirbt. Dreißig Sekunden, vierzig Sekunden, fünfzig Sekunden. Eine Ewigkeit. Er sieht ungläubiges Staunen, dann das Entsetzen in den Augen. Nachdem der Todeskampf vorbei war, die Frau mit eingedrücktem Kehlkopf und verdrehtem Körper vor ihm lag, ging er in seine Wohnung zurück, als wäre nichts geschehen. Zu seinem Sohn, zu seiner Frau, die er in wenigen Tagen in einem weißen Brautkleid vor den Altar führen wollte. Später kehrte er an den Tatort zurück, überzeugte sich, dass sein Opfer nicht mehr lebte, schloss das Fenster im Bad, damit kein Leichengeruch die Nachbarn alarmiere. Fünf Tage später fanden sie die verwesende Leiche der jungen Nachbarin. »Dumme Frau« und »schmutzige Frau«, sagte ihr Mörder, bestritt alles, konnte schließlich mit dem ersten DNA-Test der Schweiz überführt werden.

Vermindert zurechnungsfähig, aber kein Psychopath. Zwölf Jahre Zuchthaus für ein Leben, das qualvoll endete und den Angehörigen ewiges Leid brachte. »Selbst schuld, die Frau.« »Schmutzig, die Frau.« Dies zu sagen, wagte Roland A., auch noch, als sie ihn nach achtjähriger Haftstrafe vorzeitig in die Freiheit entließen. Das war im Jahr 2001.

Ein Gewaltverbrecher, ohne Willen, gegen sich selbst anzukämpfen, und unzählige Chancen, die man ihm gab, um Einsicht zu gewinnen, ließ er verächtlich verstreichen. Sein größenwahnsinniges Bestreben, ohne Leistung ein geachtetes Mitglied der Gesellschaft zu sein, stand weiterhin in Widerspruch zu seiner inneren Verwahrlosung, seiner Schwäche, seiner Arroganz. Er absorbierte die Leistungen der anderen, in ihrem Windschatten wollte auch er groß sein und sich aneignen, was ihm nicht zustand.

Das Schlechte in ihm zeigte sich früh. Als Teenager war Roland A. ein Schläger und Querulant, dann ein Brandstifter, dann ein Mörder. Er profitierte von der Großzügigkeit unserer

Rechtsprechung. Zwölf Jahre für ein Menschenleben, und keine verbindliche Reue, keine Besserung musste er zeigen, um vorzeitig aus dem Zuchthaus zu gelangen. Bedrohte und nötigte in Freiheit wieder, wurde abermals begutachtet, die neuen forensischen Erkenntnisse aus dem Jahr 2007 waren vernichtend. Nichts geschah. Und nichts drang nach außen. Bald war er erneut unter nichtsahnenden Menschen, für die er eine Gefahr bedeutete. Ein dicht gewobenes Netz aus Mitwissern, darunter Therapeuten, Polizeibeamte und Freunde, sind für mich die stillen Helfer, die Mittäter eines angekündeten Dramas, das – wenn nicht mir – dann mit Sicherheit einer anderen Frau das Leben gekostet hätte.

Roli

Nach der Trennung von Mike – ich lebte damals bereits in Luzern – traf ich zum ersten Mal alle Entscheidungen selbst. Bezog eine topmoderne Stadtwohnung, die über jeglichen Komfort verfügte. Ein geregelter Alltag war mir während der Trennung und nach der Scheidung besonders wichtig. Am Montagabend war Waschtermin, am Donnerstagabend lagen die Blusen gebügelt bereit. Ich wusste von meiner Mutter, wie man mit Putzmitteln und Geld umgeht, und übermäßiger Luxus bedeutete mir nichts.

Mein Job war interessant und gut bezahlt, den weißen Sportflitzer konnte ich weiterhin finanzieren, obwohl ich mich mit einem großen Geldbetrag aus der Ehe hatte kaufen müssen. Mein Auto bedeutete Freiheit. Das Armaturenbrett war mit schwarzem Leder überzogen, die Instrumente leuchteten in der Dunkelheit, die Ausstattung roch teuer. Das Motorengeräusch war eine Verheißung, und mit offenem Dach brauste ich durch die Natur, wann immer das Wetter es zuließ.

Sport, das zentrale Thema meiner Kindheit – die Mutter und der Vater waren passionierte Radrennfahrer –, blieb wichtig. Training und Kondition sind mit Ehrgeiz und Disziplin verbunden. Beides bedeutete mir nicht nur äußere, sondern auch innere Gesundheit. Viele Freundinnen und neue Bekannte gab es in diesem beweglichen und geselligen Leben, Leichtigkeit, Unbeschwertheit. Es war eine schöne Zeit. Die Zufriedenheit kam zurück und schließlich auch die innere Ruhe, beides tröstete mich über die Enttäuschung mit Mike hinweg. In den Jahren nach der Scheidung gab es ausgewählte Männer in meinem Leben – und die dazu passenden Kalendersprüche. Nichts ist für ewig. Süße Worte nimmt der Wind mit. Das Alleinsein kann eine Erholung sein, bringt aber keine Erfüllung.

In dieser Stimmung befand ich mich an einem Novembertag im Jahr 2006. Eine Reise nach Vietnam lag hinter mir, ich hatte viel nachgedacht und war bereit, gewisse partnerschaftliche Ansprüche neu zu überdenken: Unterschiedlichkeiten werden zu einem Problem, wenn man sie beseitigen will. Man scheitert immer an den eigenen Erwartungen.

Es war ein Sonntag. Das Bedürfnis nach kalter Luft trieb mich nach draußen. Wie so oft lief ich vierzig Minuten am See entlang, um in der Luzerner Altstadt mein Lieblingscafé aufzusuchen, Kaffee zu trinken, die Zeitung zu lesen. Nach einem halbstündigen Fußmarsch entschloss ich mich spontan für eine andere Lokalität, setzte mich unter freiem Himmel in tiefe Loungemöbel, klappte den Jackenkragen hoch. Noch heute spüre ich die wärmenden Sonnenstrahlen auf meinem Gesicht, höre die Möwen kreischen, sehe die dampfende Tasse auf dem Tisch stehen.

Es waren die letzten Momente in meinem alten Leben. Als ich bezahlen wollte, beschied mir die Kellnerin, dies sei bereits erledigt. Sie wies mit dem Kopf diskret nach hinten. Ich nahm die Sonnenbrille ab, wollte kurz an den Tisch treten, mich bedanken und meinen Weg fortsetzen. Der Mann war in meinem Alter. Gepflegt, höflich, sympathisch. Er trug eine auffällige